

Lehmanns Flora.

Die Monatstexte zum Nachlesen.

aus: Wilhelm Lehmann: Bukolisches Tagebuch. Berlin: Matthes & Seitz 2017 (Naturkunden No. 34).
Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Klett-Cotta, Stuttgart, der Wilhelm Lehmanns "Gesammelte Werke in acht Bänden" veröffentlicht hat.

April: Huflattich (*Tussilago farfara*)

15. April 1929

Schön verzweigen sich die ausgebleichten Umbelliferenstauden des Vorjahrs, und sie halten die Kelchblätter der längst vergangenen Blüten und Früchte, als wären sie Leuchter uralten, religiösen Brauches. Mein Blick trifft sie, der nach anderem vergeblich hascht, sie und die Vogelnester, die in den kahlen Hecken überall deutlich sind. Welch graziöses Vertrauen in die Güte der Menschen! So sucht das Auge, denn grau und gelb liegen die Wiesen, immer noch, Mitte April. Wieder faucht ein steifer Ostwind, erjagt alles, er zerteilt die Haube des Kiebitzes, der über den Rücken der Viehweide läuft. Das Land ist wie ein Mensch, dem ein Übermächtiger den Mund zuhält; er möchte rufen, vielleicht singen – die Hand des unerbittlichen Windes stößt die Frühlingsstimme zurück. Um den seltenen Mittagsaugenblick herum, wo den Wind selbst ein wenig schläfert, da, wo die Heckenäste schützen, glaubt man zu sehen, wie das Moschuskraut sich selbst auswickelt. Wie feingehäkelte, grüne Schalspitzen quellen seine Blätter; aber auf kurzem Stiel sitzt die Knospe noch wie eine verschlossene Dose. Erst wenn eine warme Nacht sich auf die gequälte Erde wagt, springt die Dose auf, und ein Duft, ich finde ihn dem der Zitrone ähnlicher als dem des Moschus, beschenkt die wartende Luft. Die Rotkehlchen, wintergewohnt, huschen als kleine Bälle durch die Zweige, zart singende Bälle, auch der Weidenlaubvogel ist da, er traut sich kaum mit seinem Dreiklang hervor. Noch ganz am Boden hockt das blanke Laub der Lichtnelke. Abgehärtet blüht schon lange der Huflattich, faltet schnell seine rötlichen Deckblätter, wenn die Sonne vor dem Winde fliehen muß. Und ganz vergebens trägt heute die Anemone den Namen Osterblume. Kleine, ängstliche, grüne Eierchen, hängen vom Stengel herunter die Knospen – und sonst standen jetzt schon die kleinen, grünen Morgensternfrüchte im hohen Grase. Ach! Nicht einmal das Gras wagt diesem Jahr ins Gesicht zu wachsen. Nur da, wo der alte, kundige Verwalter Adamsdotter das alte Gras und totes Gestengel des Vorjahres verbrannt hat, da wächst es wunderschön grün im aschegedüngten, erleichterten Boden. Zur Sage verwandelt haben sich brütende Wärme, lauer Regen, weiche Luft. Seit sechs Jahren kommen hier am 25. April die Schwalben an. Werden sie so frühe Ankunft auch diesmal wagen?

Ein Bewunderer der Lyrik Wilhelm Lehmanns war der fast eine Generation jüngere Lyriker und Hörspieldichter Günter Eich (1907-1972). „Die Stunde des Huflattichs“ heißt ein Hörspiel von Günter Eich, das 1956-1958 entstand und in seiner zweiten Fassung 1958 gesendet worden ist. Eichs poetische Hörspiele der 1950er Jahre waren sehr erfolgreich und gelten als Höhepunkte der Gattung in dieser Zeit. Eich-Hörspiele wurden häufig wiederholt und auch später neu inszeniert, so 1978 die Urfassung von „Die Stunde des Huflattichs“. Das Hörspiel ist eine surrealistische Dystopie und thematisiert eine ökologische Katastrophe. In einer Höhle kauern Alpha, Beta, Gamma, und Delta, vier geschlechtslose Alte ohne Erinnerung. Könnten sie sich erinnern, dann wüssten sie, dass alles vor langer Zeit begann, als der Huflattich Ende Oktober blühte und die Straßengraben ganz voll von dem Gelb der Blüten waren. Und dann beginnt er explosionsartig zu wachsen: man hört wie er wächst – „es knistert“. Der Huflattich wird baumgroß und überwuchert die gesamte Erdoberfläche. Er verdrängt die Menschen. Aber auch die Herrschaft des Huflattichs ist begrenzt, am Ende des Hörspiels deutet sich eine zweite erdgeschichtliche Umwälzung an. Die Berge werfen sich Feuer zu als würden sie sich grüßen und miteinander sprechen. Am Ende dominieren die Berge und damit die Geologie. Es geht letztlich darum, ob der Mensch - als

Höhepunkt der Schöpfung - abgelöst werden kann, ob also „die Schöpfung auf Geist und Biologie verzichten kann“ (Eich). Nachzuhören unter https://www.youtube.com/watch?v=JpiblTC_u5Y (zuletzt aufgerufen 15.4.2018)

März: Bingelkraut (*Mercurialis perennis*)

Der Winter 1928/29 war ein sehr strenger und langer Winter in Schleswig-Holstein – und wohl nicht nur dort. Wilhelm Lehmann beginnt seinen Tagebucheintrag mit einer Anspielung auf das "Lied hinterm Ofen zu singen" von Matthias Claudius. Die erste Strophe lautet: Der Winter ist ein rechter Mann, / Kernfest und auf die Dauer; / Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an, / Und scheut nicht süß noch sauer.

28. Februar 1929

Er ist kernfest und auf die Dauer, der Winter dieses Jahres, und er ist es nicht gewesen, er ist es noch. Wir haben ihn jetzt mit kaum merklichen Unterbrechungen acht Wochen gelitten. Sieht es aus, als wollten seine Züge weich werden, so ballt er in der Nacht seine unerbittliche Kraft aufs neue: am Morgen zeigt das Thermometer minus achtzehn Grad. Wie der Frost klingt! Mit hohem Ton ächzen die Wagenräder, der Stock, der sich in die Erde bohrt, singt! Die Abgrenzungen der gewohnten Zeit gehen verloren. In wenigen Wochen ist Ostern – sollen wir da noch Schlittschuh laufen? [...]

Anfang März 1929

Seit einer Woche taut es. Rinnendes Wasser – es gibt einen Märchenlaut. Konnte das Ohr in regnerischen, schlammigen Wintern das unaufhörliche ‚Gluck-Gluck‘ verfluchen, jetzt glaubt es, Harfenmusik zu hören. So bald freilich zieht der Frost seine Eiskrallen nicht aus dem Boden, der im Durchschnitt metertief gefroren ist. Mächtige Brocken Schnee liegen an kalten, dunklen Stellen. Die Landschaft spielt im Dreiklang: graubraungelb die Weiden, weiß die Schneestücke, dunkelbraun die Äcker. Wie nach einer Grippe die Rekonvaleszenz die gefährlichste Zeit ist, mit heimtückischen Schwebezuständen, so ist für den Landmann gerade jetzt, nachdem die bitterste Gewalt des Frostes gewichen ist, der Feind noch nicht geschlagen. Die Äcker sind nacktgetaut von der schon mächtigen Mittagssonne, grün recken sich die Spitzen der jungen Roggensaat, die unter dem Schnee meist unversehrt geblieben ist. Aber nun friert es nachts gerade so tief, wie die feinen Wurzeln reichen: beim Auftauen hebt und weitet sich der Boden, und die Wurzeln zerreißen. [...]

Ostern 1929 [31. März]

Gekrümmt, die Arme an den Leib gedrückt, möglichst dünn, zagt das Bingelkraut mit gelbgrünen Knospen unter der unwillig weichenden Last des grausamen Winters. Es wagt kaum, sich aufzurichten. Noch immer liegen scheckige Barren alten Schnees unter den Hecken. Den warmen Gründonnerstag mußten die zarten, seidigbestäubten, zu früh geschlüpften Erdeulen büßen. Mit ausgebreiteten Flügeln schimmen ihre Leichen im Grabenwasser, das wie verkühltes Spüllicht steht. [...] Es ist, als ob das neue Jahr, unzufrieden mit dem gewesenen, alle Farben von der alten Leinwand abgekratzt habe. Es kann den Pinsel frisch rühren. Es hat ihn schon gerührt. Denn aus dem fetten Schlamm der Gartenerde brechen Büschel von Schneeglöckchen und Märzbechern hervor; und es sieht aus, als habe der Knecht, der den Melkeimer vom Stall in die Kammer trug, die weißesten Tropfen des Milchschaums verspritzt. Die Einzelblüten der Haselkätzchen hat der Wind gelockert, so kalt er auch noch war; und purpurn, bleicher freilich als sonst, blinken die weiblichen Narben. Als drücke ihn noch immer der Schnee, öffnet sich ganz vorsichtig der Himmelsschlüssel, aber seine Blätter sind stark, sie durchspießen das Laub, und je röter die Sonne scheint, desto

mutvoller dickt sich das Gelb der Blüten. Apfelsinenfarbig leuchten die Füße der Enten. Smaragden schillert der Kopf des Erpels. Und ein heftiges Verlangen nach sorgloser Wärme durchzuckt uns.“ (S. 74-78)

Februar: Nieswurz (*Helleborus spec.*) und Schneeglocke (*Galanthus nivalis*)

Wilhelm Lehmanns Naturbeobachtungen erschienen 1927-1932 als wiederkehrende Kolumne in der Wochenzeitung "Die grüne Post - Zeitung für Stadt und Land". Die Kolumnen waren überschrieben "Vor den Toren" und gezeichnet mit "Kantor Lehmann". Später wird Lehmann auf die Erzählerfiktion vollständig verzichten. Seine Prosa ist "menschenfern und nur selten idyllisch gehöhnt, ohne eigentliche Handlung, doch von kräftigen, heftigen Verben getragen, dichter und berauscher als mancher Roman, - sofern man gewillt ist, sich darauf einzulassen", schreibt Hanns Zischler in seinem Nachwort zur Neuausgabe. Die folgenden Auszüge sind dem Anfang des Naturtagebuchs entnommen und noch nicht ganz so menschenfern wie die späteren Einträge.

8. Februar 1928

Um die Februarmitte, am Valentinstag, paaren sich die Vögel.

Aber die Vögel müssen aufpassen, daß die Bitternis der Welt ihre Liebe nicht zerreißt. Zwischen die Gewalten des Windes müssen sie geschwinde hüpfen, sie müssen den Wind überlisten und abwarten, bis er sich brüllend aufs Meer stürzt und sich an der harten Flut abmüht. Dann beruhigt sich plötzlich der Himmel zu blauer Stille, daß das Wasser in den Gräben, das sich gegen die Wut des kalten Sturmes trotzig ängstlich verschlossen hielt, nachdem es kaum dem Eise entflohen ist, sich öffnet und den Himmel in seinen Schoß aufnimmt. Die Bäume beginnen zu sprechen. Die Vögel sind ihre Worte. Ein Schwarm von Hänflingen, die Brust karg rot, stiebt auf die Eschen und schwatzt harfenleise. Schnell, ehe der Wind wiederkommt![...]

11. Februar 1928

Die Schneeglöckchen zögern, die ersten Geißblattsprossen, die sich ohne Deckblätter herauswagten, ergrauten wieder. Der Kauz ruft sparsam, die Amsel schweigt. Der Kantor korrigiert die Hefte seiner Zwölfjährigen. Ob Nahes Kindern näher ist als Fernes? Jedenfalls beschreiben heute die Quartaner nicht mehr die Gefühle des Polykrates, sondern den Kuhstall, den eigenen oder den des Nachbarn. Der Gutspächter hat freilich neulich über den Junglehrer geschimpft. Seine kleine Tochter hatte beim Lernen eines Psalmes ihn gefragt, wie sie denn ihre »Augen aufheben« sollte? Doch der Kantor ist daran unschuldig. »Am Halse des Bullen hängt die Haut beutelartig herunter; es sieht aus wie der Rammsporn eines Bootes« liest er in einem Heft. Zeichensetzung und Rechtschreibung gehören in ein anderes Kapitel. Hier wird die Ausdrucksfähigkeit gepflegt. Und der Kantor füttert magere Verba auf und verwirft die Klischees. »Der Hahn führt das Regiment« wird durchgestrichen. [...]

27. Februar 1928

Da der Kantor sich zwischen dem Morgen- und dem Nachmittagsunterricht für zwanzig Minuten aufs Kanapee gestreckt hatte, stürmte sein Junge in die Stube: »Vati, was sind das für Schmetterlinge?« Die schmutzige Knabenhand, in liebevollem Ungestüm geballt, gab drei sträubende Zuckereulen frei, die, unter der Platte eines alten Tisches verpuppt, schon jetzt ausgeschlüpft waren. Weiße Querbänderung, Zacken der Vorderflügel und ein verhaltenes

Gelbbraunrot, von dick aufliegenden weißen Punkten durchsetzt, glühte und hauchte surrend ans Fenster.

Der Kantor beschloß, so von Schmetterlingen verlockt, gleich den nächsten Tag mit seinen Schülern zu wandern. Zwar hält der arbeitende Landmann solches Wandern für frevles Nichtstun. Aber das kümmerte den Kantor nicht und nicht seine Buben und Mädchen. Derweilen die Kinder mitten im Herzen der noch starren Wälder über die gefrorenen Teiche schlitterten, bewunderte der Kantor die stachelbesetzten, dunkelgrünen Blätter des Mäusedorns, die in der Sonne gleißten. Ein Landbriefträger, der ihnen sein Rad über den gefrorenen Lehm nachschob, warnte die Jungen, sich auf den eisigen Boden zu setzen. Töricht lachten sie ihn aus. Es wurde so hell, daß der Himmel unsichtbar wurde, das Sonnenlicht strömte, von den Stämmen gegittert, Schlag auf Schlag in das dunkelgewohnte Auge, die Haselnußraupen stäubten. Inzwischen biß die Kälte. [...]. Blaß vom Zorn des Winters konnten sich Nieswurz und Schneeglocken noch nicht recht entschließen, wirklich Blume zu sein. Zärtlich hat der Förster die Spitzen der jungen Weißtannen mit Baumwolle umwunden – sie sieht wie Reif aus und soll doch gerade vor dem Reif schützen. [...]

Januar: Jelängerjeliieber, Wohlriechendes Geißblatt (*Lonicera caprifolium*)

1. Januar 1929

Am Heiligen Abend tobte ein Weststurm. Er schreckte sogar das Meer zurück, dessen Ränder sich zu grauen Sandbänken und Beeten langsträhnigen Seegrases entblößten. Jetzt war es Zeit, sich die steinlosen Stellen zum Baden zu merken – wenn es wieder blauer Sommer ist, unvorstellbar jetzt, unter dem schweren Himmel, im schneidenden Winde. Doch an den Weihnachtstagen blitzte mittags die Sonne, eine Zypressenwolfsmilch hielt furchtlos ihre Knospen hin, und am Spätnachmittage wuchs der Himmel österlich in grünblauen, sehr zarten Glasfarben, die dann, wie erschrocken über ihre eigene Kühnheit, eilig versanken.

Über den Knickhecken zu seiten der Landwege schwanken die Lianen unserer Gegend, die Ranken des Jelängerjeliiebers, immer am frühesten grün und vor der stärksten Kälte nicht bange. Aus den Büschen spritzen Vögel: Ammern, Meisen, Hänflinge – die Rotkehlchen halten sich vereinzelt; dann sah ich auch, merkwürdig um diese Zeit, an offenem Wasserlauf drei Stare. Gegen den spärlichen Schnee werden die tiefschwarzen, orangenschnäbeligen Amselmännchen deutlich, auch die braunschwarzen Weibchen fliegen, nicht sehr scheu, frierend umher. Aber vielleicht ist ihnen nicht so kalt wie wir von uns aus schließen. Den Vogel friert vielleicht nicht, wie er ja auch nicht schwitzt. Er ist die Verkörperung des Mühelosen, wenn wir absehen von der Brutzeit. Und auch die ist ihm ein eindeutiges Muß, das keine Gedankenfreiheit zu Wirrsal schafft. [...]

Es geht auf und ab mit dem Wetter. Sind heute die Wege trocken von kahlem Frost, nicht gut für die Wintersaat, so lösen sie sich wieder vor Sonnenaufgang. Dann friert es wieder, ein kurzes Schneegestöber setzt ein, weicher Nachtwind zieht die weiße Decke schnell weg. Krochen gestern grüngelbe und weinrote Bänder- und Zirkelschnecken, so ist heute keine zu sehen. Aber der Maulwurf wühlt, so kalt es ist. Aus der durchhöhlten Steckrübe, die vom Wagen herab in den Graben gefallen ist, huscht eine Maus. Sie hat die Frucht, die ihr willkommen fiel, fast verzehrt, die gelbe violett gesprenkelte Schale klafft leer. Wenn niemand mehr hier geht, kommt der Hase und frißt schnell den Rest.

(S. 67-69)

Altjahrsabend

Aus der durchhöhlten Rübe springt die Maus.
Der steife Wind zwingt das Holunderblatt zu tagelangem Purzelbaum -
Die leere Rübenbacke klafft,
Die Tauben peitscht der Wind ans Haus.

Den Bauernpferden wächst das Haar wie Moos so dicht.

Das Jahr geht hin. Kein Anfang ist und Ende nicht.
Die Eichel fällt – die Einsamkeit erschrickt, und Öde schluckt den Ton.
Sie schluckt auch meiner Sohle Lärmen, sie vergaß mich schon.

In: Wilhelm Lehmann: Antwort des Schweigens. Gedichte. Berlin: Widerstands-Verlag 1935 (Erstdruck: Die Horen 5, (1928/29), Nr. 9, S. 794) (hier zitiert nach: Wilhelm Lehmann: Gesammelte Werke in acht Bänden, Band 1: Sämtliche Gedichte. Herausgegeben von Hans Dieter Schäfer. Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 26)

Dezember: Schwertlilien (*Iris pseudacorus*)

25. Dezember 1927

Zu Beginn des letzten Monatsdrittels stürzte eine schreckliche Kälte vom Himmel. Als Vorzeichen hatte sich um die Abende der Dezembermitte ein hellbraunes Rot gelegt, so zart, als wären die Flügel eines Fuchsschmetterlings über sie gestreift, einen Hauch ihres Schuppenstaubes verstreud. In diese Gaukelei zukünftiger Märzfrische schlug eine eisige Faust. Die Menschen verkrochen sich eiligst in ihre Häuser, und noch lange, nachdem sie in ein warmes Zimmer geflüchtet waren, zürnte die Kälte im äußersten Fleischringe der Ohren. Die Erde versteinte, die Vögel erschrakten.

Alles Fließende wurde verzehrt, sogar das Meer mußte gehorchen. Am Rande bildeten geschlängelter Sand, gewellter Schnee, gebogene Flut eine gefrorene Geometrie. Die Möwen hielten sich zu Tausenden an offenen Stellen, bis auch diese sich schlossen, und manche froren in den Tod hinein. Der Wald erstarrte. Den Buchen, denen der Blitz des Sommers die Rinde zerfetzt hatte, so daß sie den abgeschabten Ärmeln von Vagabunden glich, schlich der Frost ins Mark. Der kleine Tümpel im Gestrüpp, der das ganze Jahr hindurch, schon von wankendem Sumpf geschützt, den Tritt des Menschen abwehrt, mußte ihn jetzt als milchkaffeebraunes Eis dulden, und die Schoten der Schwertlilien, sonst der Hand unerreichbar, müssen ihren Griff dulden. Sie sahen, braun und krumm, wie das Johannisbrot aus, das zur Weihnacht in den Fruchtläden feilgeboten wird. Ein unbekannter Vogel von Amselgröße wird durch die Kälte ins Gebüsch getrieben, schwer hüpfte er von Ast zu Ast. Verweilen bedeutete den Tod. Wort und Idee und Traum starben, nur die Materie herrschte, hart und unauflösbar. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft erloschen. Der Frost gebot großartig und unerbittlich. Er lockte das kleine Lebendige, sich niederzulegen und in den Winterschlaf der Frösche, Blindschleichen, Schnecken einzusummen. [...]

Am nächsten Nachmittage, genau um halb fünfzehn, splitterte der allererste Regentropfen an der Fensterscheibe. Dabei fror es aber weiter. Der Kantor war von einem Gutspächter eingeladen, dessen Gehege zu besehen. Der Gutspächter fürchtete besonders für die Fasanen. Die großen Vögel sind unbehilflich, und legen sich die Hähne auch auf den Rücken und wehren mit den Sporen ab, so fallen die Hennen leicht den Falken zur Beute. Das Auto kam auf der spiegelglatten Chaussee nicht weit. Warnend hing schon ein großes Dapolin-Auto mit halbem Leibe über die Böschung zum Meere hinunter. Keine Bremse hinderte das Gleiten, und man mußte umkehren.

Es regnete die ganze Nacht, und der Morgen sah die Welt schwarzfeucht. Schon wächst der Tag um eine Minute. Wie aus riesiger, unerkennbar weiter Baumkrone ein Samenkorn, so fällt nun gleich das neue Jahr zur Erde. Möge es glücklich keimen und dir und mir sein unbekanntes Antlitz so hell auftun wie die weiße Zaunwinde im Mai.

(S. 19-21)

November: Goldene Taubnessel (*Lamium galeobdolon*)

5. November 1928

Es ist November, und seit den Nachtfrösten der Oktobermitte regnet es. [...] Der Wald ist durchnäßt. Das Laub zersetzt sich und riecht nach Jod. An allen Stellen quellen Pilze. Wo sie die Schnitt- und Beilwunden der Erlen befallen, schwellen sie orangerot auf und leuchten durch die Dämmerung. Im purpur- und schwarzroten Laube kauern die dunkelgrünen, mit grauen,

raupenähnlichen Flecken besetzten Blätter der goldenen Taubnessel. Die Amseln zetern durchs Dunkel. Der Zaunkönig schnarrt unverdrossen. Es klingt, als ziehe man eine alte Uhr auf. Die Schwalben fliegen jetzt, wo lauwarmer, weißer Sand den Fuß umzärtelt, wo ein blauer Himmel steht, wo die Zebus die Karren der Eingeborenen ziehen. Hier aber ist die Dunkelheit eingekehrt. Der Nebel sinkt. Wie ein Schweiß Tuch hängt er dem Tag um die Glieder. Und wenn die Lichter der Dorfhäuser aufglimmen, leuchten sie durch das Grau wie Blutstropfen, als ob wirklich etwas Wundes sich in das Nebeltuch gedrückt habe. Die letzten Blätter fallen.

(S. 60-62)

Oktober: Igelkolben (*Sparganium erectum*)

16. Oktober 1927

Wer daran denkt, daß wir Menschenkinder auf einer Kugel hausen, die durch den unendlichen Raum kreist, wird sich mit Lichtenberg nicht darüber wundern, daß der Wind über die Erde geht, wohl aber, daß je Windstille bei uns gedeihen kann. Darum genossen wir es als ein Märchen, daß der Anfang des Septembers noch einmal ruhige Sommerseligkeit herauf beschwor, daß selbst der Oktober in diesem Jahr zuweilen sanft um die Wangen spielt, statt uns den Hut vom Kopf zu reißen.

Indessen, aus den kleinen, weichen Liebesbergen, den Kelchen des weißen Studentenröschens, das bis in den Oktoberanfang an den Wasserläufen blühte, sind jetzt harte, hölzerne Kapseln geworden. Die gelbflaumigen, zarten Blüten des Igelkolbens haben sich zu hartzinkigen Morgensternen gewandelt – der Wind bürstet die einzelnen Samen in die wasserstrotzenden Gräben. Doch spielt immer noch – bei Windstille – die Illusion des Sommers: nie hat das volle Laub den Tag so lange in den Herbst hinein erheitert. Wollüstig greift die Hand in Blätterbüschel, ehe sie sich an kahlen Zweigen stößt. Der kleine weiße Nachtschatten, schon reich mit Beeren behangen, die Schafgarbe, die Flockenblume blühen, der goldknöpfige Rainfarn strömt seinen kräftigen Geruch aus, als halte er darin wie in einer festen Hand die Würze des Sommers gefangen.

[...] Man tut gut, sich das Gesicht der kurzen Tage zu merken, solange sie es noch nicht ganz an das verödende Lampenlicht verlieren. Am Montag ängstigte sich ein Hase über meinen Weg, am Dienstag sah ich einen Steinschmätzer, die verkörperte Furcht, halb laufend, halb fliegend, und am Mittwoch muß der weißgestreifte Schatten am Knick ein Dachs gewesen sein. Die letzten Tage der Woche blieben unerfüllt. Da mache ich es wie Jean Pauls Pagentanzmeister Aubin: ich lege mir einen Kalender an und schreibe mir für jeden Tag auf, ob dieser der Geburts- oder Sterbetag eines berühmten Mannes oder einer großen Begebenheit oder ein griechischer, jüdischer, römischer Festtag sei, oder welcher Käfer daran ungefähr in die Erde oder welcher Zugvogel zu seiner Winterlustbarkeit abreise.

(S. 11-13)